

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Intelligenz- und Wochen-Blatt. 1820-1832 1832

45 (4.11.1832)

5ter Jahrgang.

Tab. XLV.



Der Kasuar.

Die Dromede.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. und mit den neuen Compositionen für fl. 7. 36 kr. — Thlr. 4. 8 ggr. sächs. — (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar.) Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs. und mit den neuen Compositionen fl. 11. — Thlr. 6. 12 ggr.

Der Kasuar.

(Mit einer Abbildung.)

Fünfter Jahrgang 1832. Tab. XLV.

Die beiliegende Tafel zeigt uns zwei merkwürdige Vögel des Straußengeschlechts! Der Kasuar ist nächst dem Strauße der größte Vogel der Erde, hat aber einige sehr in die Augen fallende Kennzeichen, welche ihn von diesem unterscheiden. Dahin gehört der kegelförmige Helm auf dem Kopfe, welcher an der vordern Seite braun, an der hintern gelb und mit einer hornartigen Substanz überzogen ist. Der Kropf ist mit rothen und blauen Fleischlappen umgeben, welche wie beim Truthahn, vorn herabhängen; der ganze Körper ist mit bläulich-schwarzen Federn bedeckt, welche von besonderer Beschaffenheit und dicken, zerklüfteten Haaren ähnlich sind, so daß der Kasuar in einiger Entfernung ein zottiges, borstiges Thier, fast wie ein wildes Schwein, zu seyn scheint. Statt der Schwungfedern an den Flügeln hat dieser Vogel nackte, hohle Schäfte, welche an der Spitze roth sind und stufenweise, fast wie die Finger einer Menschenhand, gehen. Die Federn an dem Hinterleibe hängen herunter und ersetzen an diesem Thiere den fehlenden Schwanz. An den starken, nervigen Füßen stehen drei vorwärts gerichtete Zehen; er bedient sich seiner Füße zur Vertheidigung, indem er mit Leichtigkeit seine Verfolger niederwirft. Eine kurze Andeutung des Knochens- und Nervenbaues der Füße ist auf der Abbildung enthalten, auch ist dort die Form der sogenannten Schwanz- und Brustfedern bemerkt; erstere sind bedeutend größer und dichter als die letztern. Die ganze Länge des Vogels beträgt etwas über fünf Fuß. Seine Heimath ist da, wo die der Strauße aufhört, nämlich Ostindien, namentlich die Moluckischen Inseln und die gegenüber liegen-

den Theile des festen Landes. Doch ist er selten und wird nur als Gegenstand des Luxus und der Merkwürdigkeit wegen gehalten. Denn seine angeborne Dummheit, seine kläffende, grunzende Stimme und sein hartes, schwarzes, unschmackhaftes Fleisch geben keinen Ersatz für seine viele Sorgfalt erfordernde Aufzucht und seinen kostspieligen Unterhalt. In der Freiheit nähern sich die Casuare von Früchten, zarten Wurzeln und bisweilen von jungen und kleinen Thieren, welche ihnen in den Wurf kommen.

In Höfen und Menagerien giebt man ihnen außer Früchten noch Brod, wovon sie täglich 4 Pfund zu sich nehmen. Besonders lieben sie Aepfel und Eier, die sie ganz verschlucken. Fliegen kann der Kasuar nicht, aber so schnell laufen, daß man ihn mit dem besten Renner nicht einholen kann. Das Weibchen legt gewöhnlich drei grauliche, mit grünlichen Punkten gezeichnete Eier und bebrütet sie nur bei Nacht; am Tage bedeckt es dieselben mit Sand und überläßt sie der Sonnenwärme. Man ißt diese Eier sehr gern und verfertigt aus den Schaalen Trinkgeschirre.

Die Dronte oder Dudu.

(Mit einer Abbildung.)

Dieser Vogel, ist wegen seiner sonderbaren Gestalt höchst merkwürdig. Sein plumper, vierschrötiger Körper ruht auf zwei kurzen, dicken Pfeilern, die die Last kaum tragen können. Da, wo der Schwanz nicht hingehört, bemerkt man eine Art von Schwanz, dessen Zweck nicht abzusehen ist, und an den Seiten stehen Flügelchen, die eine solche Masse in die Luft zu heben, gänzlich unfähig sind. Hierzu kommt ein Kopf, den die fruchtbarste Einbildungskraft kaum lächerlicher auszubedenken vermöchte, und dessen sonderbares Ansehen durch den kropfigen Hals und den seltsamen Schna-

bel nicht wenig vermehrt wird. Fast der ganze Kopf ist Schnabel; er reicht weit bis hinter die Ohren; in ihm stehen die Augen mit ihren weißen Ringen, und er sieht vermöge der bauchigen Krümmung oben und unten fast aus, wie zwei auf einander liegende Löffel. Noch hat er einen Federfaum, der auf der Stirn eine Art Kapuze bildet. Seine Größe übertrifft um etwas die eines Schwans. Die herrschende Farbe seiner Federn ist grau, oben etwas dunkler, und heller. Der Schwanz und die Flügelfedern haben etwas gelb. Schwarz befiedert sind die Schenkel, röthlich eingefasst die Nasenlöcher, der Schnabel ist bläulich.

Die Dronte hat Flügel und kann nicht fliegen; er besitzt einen starken Körper und ist schwach; seine Füße sind nervig, und er geht und läuft gleich elend. Kaum vermag er sich selbst fortzuschleppen. Mühsam hilft er sich durch die Welt und ist das wahre Faulthier unter den Vögeln. Seine Klugheit ist gerade so groß, als seine Schönheit und Gewandtheit, und er geräth daher gar leicht in Gefangenschaft.

Dies mag wohl die Ursache seyn, warum dieser Vogel bereits von der Erde verschwunden oder ausgerottet ist. Die ersten Reisenden, welche auf Isle de France und Bourbon landeten, wollen die Dronte daselbst in großer Menge angetroffen haben. Später fand man keine Spur mehr von ihr, und glaubt daher nicht ohne Grund, daß er nun von der Erde völlig vertilgt sey. Er scheint überhaupt der jetzigen Schöpfung gar nicht angehört, sondern in seinem abgesonderten Vaterlande als ein Ueberbleibsel der Urwelt gelebt zu haben.

Der Krieg.

(Mit einer Composition von G. R. Tab. XXIII.)

Ein Vater hatte zwei Kinder, Allwin und Theodor, die er mit der größten Zärtlichkeit liebte. Er beschäftigte sich mit ihnen, so oft es seine Geschäfte erlaubten, und an schönen Tagen begleitete er sie auf ihren Spaziergängen. Dieß war ihre größte Freude; denn sie waren gern um ihren Vater und freueten sich seiner Gegenwart und seiner Gespräche.

In den ersten Tagen des Maies führte der Vater seine Kinder hinaus. Ihr Weg ging eine lange Alee hinab, an deren Ende ein öffentlicher

Garten lag. In seiner weitgeöffneten Thür sahen sie schon von fern ein buntes Gewühl von Menschen, welche aus- und eingingen, und eine lustige, aus dem Innern schallende Musik lud die Spazierenden ein, an den Vergnügungen des Gartens Theil zu nehmen.

Es war ein Sonntag, und eine Menge vergnügter Menschen rasteten hier von den Arbeiten der vergangenen Tage und gingen einer neuen arbeitsvollen Woche entgegen. Viele spazierten mühsig in den breiten Gängen auf und ab und genossen den lauen Abend, der aus dem frischen Laube und den Blüthen der Bäume süße Düfte hervorlockte. Männer wandelten mit Weibern, und vor ihnen hüpfen die Kinder, oder tummelten sich in fröhlicher Verwirrung auf den Grasplätzen umher. Alle schienen von einem Geiste friedlicher Eintracht und ruhigen Genießens beseelt. Die fröhlichen Töne, die sie umzogen, die heitern Strahlen der Abendsonne und die anmuthigen Düfte, die aus tausend Blumen emporstiegen, schienen alle Gemüther erheitert und in ein süßes Vergessen ihrer Sorgen gewiegt zu haben.

Allmählig verlor sich die größere Menge, und die laute Musik verstummte. Da erscholl aus einem Gebüsch zur Seite eine anmuthige Doppelpfeife, die von Zeit zu Zeit durch einen einfachen und rührenden Gesang unterbrochen wurde. Die meisten von denen, die noch in dem Garten zurückgeblieben waren, eilten jetzt neugierig nach jener Gegend hin, und Allwin und Theodor waren nicht unter den Letzten. Sie fanden auf einem Rasenplatz einen Knaben sitzen, welcher zwei Flageolets *) blies und zur Abwechslung dazwischen sang.

Das Lied, das er sang, war ein Lob des Friedens. Er wiederholte es mehrmals; aber immer, wenn er gegen das Ende kam, schien er gerührt. Das Lied lautete so:

„Der Frieden zieht über Berg und Thal
Und singet so lustige Lieder;
Ihn begleitet die Lerch' und die Nachtigall,
Ihm brücken die Heerden im heimischen Stall,
Kein Halmchen tritt er nieder.
Der Sämann den Samen in Acker legt,
Der Frieden ihn sorgsam und schonend pflegt.

*) Flageolet, kleine Flöte.

Es strahlen die Früchte am schattigen Baum
Und ziehen die Zweige zur Erde;
Es färbet die kelternden Füße der Schaum,
In Scheunen und Böden seht es an Raum,
Und zehnfach vermehrt sich die Heerde;
Wer ist es, der so vielen Segen schafft?
Es ist des Friedens befruchtende Kraft.

Es jagt der Soldat nach dem türkischen Glück
Und wüthet in wildem Verderben;
Doch kehrt er öfters den sehrenden Blick
Vom Schlachtfeld zur friedlichen Heimath zurück,
Und will im Frieden sterben.
Unterm stillen Dach, in des Weibes Schooß,
Preist er des Friedens beglückendes Loos.

Der Frieden fährt die Braut zum Altar
Und labet zu fröhlichen Tänzgen;
Er schüget und schirmet der Kinder Schaar,
Und läßt des rüstigen Greises Haar
Von weißem Reife glänzen.
Und sinket der Greis in die Erde hinab,
Bekränzt ihm der Frieden sein stilles Grab.“

Wer einmal gekommen war, blieb stehen und hörte. Der Knabe schien etwas über zehn Jahre alt; seine heitere Bildung nahm Jedermann ein, und er sah die Umstehenden unbefangen und unschuldig mit großen blauen Augen an. Neben ihm lag ein grauer Hund, den er von Zeit zu Zeit liebkoste. Sein Anzug war ärmlich, aber rein, und seine Bewegungen hatten eine gewisse natürliche Amuth, die Jedermann wohlgefiel. Man wollte wissen, wer er sey, woher er käme, wem er angehöre.

„Ich habe eine arme Mutter,“ antwortete er, „die wohnt weit von hier am Rhein. Ich gehe umher, um Etwas zu verdienen.“

Diese Worte erregten die Neugierde der Umstehenden noch mehr; man verlangte seine Geschichte zu hören. Er schwieg einige Augenblicke, dann legte er seine Flöte bei Seite, drückte die Hand fester an sich und erzählte, mit gefalteten Händen Folgendes:

„Ich komme aus der Pfalz, wo mein armer Vater Landwirtschaft trieb. Wir hatten ein kleines Haus, nicht weit vom Flusse, und einen Garten dabei, auch einen kleinen Weinberg dicht am Wasser. Wir hatten Pferde und Rühe und Alles, was wir wünschten. Gar oft sagte mein Vater: „Un-

serer Nachbarn sind zwar reicher, aber gewiß nicht vergnügter, als wir; denn wir sind zufrieden mit dem, was uns Gott bescheert hat, und begehren nicht mehr, als wir haben.“

„Das war vor dem Kriege; da ging uns Alles zum Glück. Als aber die Kriegsunruhen anfangen, fügen auch meiner Eltern Sorgen an. Wir hörten oft von bösen Thaten, die verübt worden waren, und daß man Niemanden schone, weder Alt noch Jung. Auch kamen viele Flüchtlinge vom andern Ufer bei uns durch, mit wenigen Habseligkeiten. Die erzählten schreckliche Dinge und machten uns sehr bange; und oft sahen wir schreckliche Feuerzeichen von brennenden Dörfern am Himmel. Wir gingen mit Furcht zu Bette und standen mit Sorgen auf; denn alles Unglück, das wir sahen und hörten, drohete uns ebenfalls.“

„Endlich fing die Noth auch in unserer Gegend an. Es kamen oft Soldaten zu uns, bald Freunde, bald Feinde; aber sie waren alle gleich, und verlangten bald dies, bald das. Sie sagten zwar, der Krieg würde für uns geführt, damit es uns wohlginge; aber dabei nahmen sie uns Alles, was wir hatten, und wenn wir ihnen Alles gegeben hatten, wußten sie es uns doch keinen Dank.“

„Eines Tages hörten wir stark kanoniren, und gegen Abend erfuhren wir, der Feind sey geschlagen und ziehe sich mit großer Eile herab. Mit tödtlicher Angst sahen wir der Ankunft des fliehenden Feindes entgegen. Mein Vater ging nicht zu Bette, sondern verwahrte das Haus und erwartete den Erfolg.“

„Früh, vor Tages Anbruch, als ich noch schlief, wurde mit großem Ungestüm an das Haus geschlagen. Ich fuhr erschrocken auf und sah durchs Fenster einen Trupp Reiter, welche Anstalten machten, die Thür aufzusprennen. Aber mein Vater ließ sie gutwillig ein — denn es waren zu viele, um sie abzuhalten — und fragte sie höflich, was sie begehren. Da verlangten sie alles Geld, was er hätte, und einige zogen die Säbel. Andere spannten die Pistolen gegen ihn und droheten, ihn zu ermorden, wenn er sich einen Augenblick bedächte.“

„Ich war unter der Zeit hinaus gelaufen und bat meinen Vater, ihnen doch Alles zu geben. Da schwang einer von den wilden Reitern lachend sei-

nen Säbel über mir, um mich in Furcht zu setzen; aber ein anderer, der vom Pferde gestiegen war, faßte mich freundlich beim Kinn, streichelte mir den Kopf und sagte, ich sollte mich nicht fürchten. „Ich fürchte mich nicht,“ antwortete ich; „aber thut meinem Vater nichts!“

„Mein Vater war in das Haus gegangen, um Geld zu holen. Während der Zeit behielten sie mich und die Mutter im Verhaft. Einige stießen schreckliche Worte aus und droheten, uns mitzunehmen, oder uns Leben zu bringen.“

„Nun brachte mein Vater eine Summe Geldes — ich weiß nicht, wie viel es war — und gab es ihnen; aber sie waren nicht zufrieden und fluchten und wollten absteigen und selbst suchen. Auf einmal hörte man einige Kanonenschüsse in der Nähe; da erschrocken sie, gaben ihren Pferden die Sporen und jagten mit ihrer Beute davon.“

„Als sie weg waren, dankten wir Gott, daß nichts Schlimmeres geschehen war. Aber mein Vater war still, und meine Mutter weinte. Sie hat mir nachher gesagt, das Unglück habe ihr geahnet, was uns bevorstand.“

„Viele Reiter und Fußgänger eilten den ganzen Tag über vorbei, und keiner hielt sich auf, bis gegen Abend drei Reiter auf unsern Hof kamen und mit Ungeßüm Geld verlangten.“

„Mein Vater eilte hinaus, um ihnen zu sagen, daß er nichts mehr habe, und hielt uns zurück, ihm zu folgen. Wir horchten aber an der Thür und hörten einen schrecklichen Wortwechsel. Da liefen wir hinaus, als der Lärm so arg wurde, um meinem armen Vater zu Hülfe zu kommen. In dem Augenblick schwang ein Reiter den Säbel über ihn und nannte ihn einen Hund, und ein anderer drückte sein Gewehr gegen ihn ab, und wir sahen meinen Vater in seinem Blute fallen.“

Der Knabe hielt bei diesen Worten inne; Thränen rollten über seine Wangen, und alle Umstehenden waren gerührt.

„Als meine Mutter das große Unglück sah,“ fuhr er nach einer Pause fort, „warf sie sich über meinen armen Vater her und schrie und weinte, bis ihr die Stimme verging. Da glaubte ich, sie sey auch todt, und setzte mich neben sie und wollte auch sterben.“

„Die Reiter waren unterdessen in das Haus gegangen und hatten zusammengerafft, was sie fanden. Dann eilten sie eilends davon, als es schon ganz dunkel war, und kümmerten sich nicht weiter um uns.“

„Ich wußte nicht, was ich thun sollte. Bald wollte ich in die Nachbarschaft laufen und Hülfe suchen; aber ich war in großer Angst, daß ich nicht fort konnte. Ich konnte nur rufen und schreien, und das hörte Niemand; denn unser Haus lag einzeln.“

„Endlich kam es mir vor, als ob meine Mutter wieder Athem holte. Ich rief sie mit lauter Stimme, und sie schlug die Augen auf und fragte, wo sie wäre.“

„Ich konnte vor Freude nicht antworten, und auch vor Traurigkeit nicht; denn die Thränen erstlickten meine Worte. Aber ach! in dem Augenblicke schlug die Flamme aus dem Dache unsers Hauses empor.“

„Meine Mutter raffte sich auf und wollte in das brennende Haus hinein, aber ich hielt sie fest und ließ sie nicht los. (S. die Abbildung.) Sie wäre gewiß in den Flammen umgekommen. Das Haus stand mit einem Male in vollen Flammen. Es kamen einige Leute herbei, um zu helfen; aber alle Hülfe war umsonst: das Haus brannte nieder, und wir hatten nichts gerettet, als was wir an uns teugen.“

„Nun versammelten sich viele Leute um uns und beklagten unser Unglück. Jeder erzählte etwas, das ihm begegnet war, der Eine dies, der Andere das; denn es war Niemand verschont geblieben. Aber umgekommen war doch nur mein armer Vater.“

„Als der Morgen anbrach, war meine Mutter sehr krank; denn wir waren die ganze Nacht unter freiem Himmel gewesen, und noch wußten wir nicht, wohin wir uns wenden sollten. Meine Mutter saß immer neben meinem todtten Vater und hielt mich fest auf ihrem Schooße; „damit sie mich nicht verlore,“ sagte sie.“

„Da kam eine arme Wittve aus der Nachbarschaft, der mein Vater in bessern Zeiten einiges Gute gethan hatte. Diese bat meine Mutter, aufzusehen und mit in ihre Hütte zu gehn; sie wollte Alles mit uns theilen, was sie hätte.“

„Den andern Tag begruben sie meinen Vater, und der Pfarter predigte an dem Grabe und sagte, mein Vater wäre nun im Himmel; denn er hätte Gott gefürchtet und geliebt. — Und das ist auch gewiß wahr: denn mein Vater war fromm und that allen Menschen Gutes.“

„Da alle weg waren, blieb ich allein auf dem Gottesacker und setzte mich auf das Grab und weinte und rief meinen Vater mit Namen; dann betete ich und nahm mir vor, auch so gut zu werden, wie mein Vater. So saß ich lange auf dem Grabe und konnte gar nicht weg. Der Hund lag neben mir und sah mich traurig an, und da mußte ich noch mehr weinen, wenn ich dachte, wie lieb mein Vater das treue Thier gehabt hatte.“

Bei diesen Worten legte der Knabe sein Gesicht auf den Kopf des Hundes und drückte ihn fest dagegen. Dann fuhr er fort:

„Meine Mutter war nun lange krank, und wir lebten sehr kärglich. Unsere gute Wirthin hatte nur wenig, und meine Mutter konnte nichts verdienen.“

„Da ich nun sah, daß sie immer betrübt war und sich härmte, weil wir der armen Frau zur Last fielen, sagte ich zu ihr: „Liebe Mutter, Ihr seyd so traurig, daß wir nichts haben und nichts verdienen können; aber seyd nur getroßt! Kann ich nicht die Doppelpfeife spielen und allerlei Lieder singen? Ich will mich auf die Reise begeben und Musik machen, so seyd Ihr eine Sorge los, und ich denke, Etwas zu verdienen. Danr komme ich wieder zurück und bringe Euch, was ich erworben habe.“

„Meine Mutter antwortete nicht, aber ich schickte mich zur Reise an, bat meine Wirthin um etwas Brod, rief den Hund und wollte hinaus. Da sie nun sah, daß es mein Ernst war, wollte sie mich nicht fortlassen, sondern schalt mich und stritt und bat. Da war gerade ein alter Nachbar zugegen, dem die Soldaten auch Alles genommen hatten, der sagte: „Laß ihn ziehen, Mutter! Es hat wohl mancher brave Mann so angefangen; Gott wird ihn behüten.“ Und da ich auch auf meinem Vorhaben bestand, sagte sie endlich unter vielen Thränen: „Nun, so gehe in Gottes Namen! Ich will für dich beten, daß dir kein Unglück begegne, und daß du gut bleibest.“

„Da gab ich ihr die Hand und ging fort, und es sind nun zwei Monate, daß ich umherziehe und Musik mache, und noch ist mir nichts Uebles begegnet. Ich habe mir schon Einiges gespart, und wenn es noch mehr ist, kehre ich wieder an den Rhein zurück und erfreue meine arme Mutter, die wohl manche Sorge für mich haben mag.“

Mit diesen Worten endigte der Knabe seine Geschichte und zog ein kleines Beutelchen heraus, das er mit Wohlgefallen zwischen die Hände drückte. Alle Umstehenden zeigten sich freigebig und liebkosten den Knaben und lobten ihn. Da trat unter der Menge ein ällicher Mann hervor, der ein ansehnliches Vermögen besaß und seine Kinder verloren hatte. Derfaßte den Knaben bei der Hand und sagte: „Willst du mit mir kommen?“

Der Knabe sah ihn mit großen Augen an und sagte: „Ich will Euch so viele Lieder spielen, als ich weiß.“

Der Mann lächelte und ging mit dem Knaben weg. Bald darauf erfuhr man, daß er ihn an Kindes Statt angenommen und für seine Mutter Sorge getragen hatte.

Der geschworene Wahlmann.

(Beschluß von Seite 188.)

Gleich am folgenden Morgen kam der Marquis in Begleitung des in Freiheit gesetzten Angeklagten, und des jungen Leo, seines nun siebzehnjährigen Sohnes, in einem prächtigen Wagen, vor das Haus des Herrn Delcour gefahren, und verlangte ihn zu sprechen, um ihm seine ganze Erkenntlichkeit auszudrücken. Sie wurden durch einen alten Bedienten, Namens Franz, in einen Speisesaal eingeführt, wo der Vater, die Mutter und ihre Kinder bei einem vortrefflichen Frühstück mit der freien Fröhlichkeit, und dem süßen Herzenserguß, einer durch Eintracht verbundenen Familie beisammen saßen. Delcour ließ dem Marquis einen Stuhl anbieten, und benahm sich gegen ihn mit aller der Achtung, welche er seinem Range schuldig war, und er

empfangt seinerseits alle die Gegenbeweise von Achtung und Ergebenheit, welche den Großen die sich herablassen, so geläufig sind, und darauf einen Händedruck, welcher bei dem alten Schreiner abermals ein leichtes Zucken erregte, das er alsbald durch ein leichtes Lächeln verbarg, weil es noch nicht Zeit war, diese neue Berührung durch Wasser reinigen zu lassen. Nach und nach belebt sich die Unterhaltung, und der edle Delcour bewies in derselben so viel Freimüthigkeit und Würde, daß der Marquis, durch die unwiderstehliche Gewalt des Biedermannes angezogen, aufs Neue Delcours Hand drückt, und im Augenblick, wo er sie losläßt, sich ihm an die Brust wirft, und ihn umarmt. Diese Gelegenheit war zu schön, als daß Delcour sie vorübergehen lassen konnte; er wendet sich daher an den alten Bedienten, der in der Vertiefung eines Fensters stand, zeigte auf den Marquis und sprach mit einer Kaltblütigkeit, aus welcher eine gewisse Ironie hervorleuchtete: „Franz, bringe dem Herrn Waschwasser!“ Der alte Mann holt alsbald ein Waschbecken von seinem Porcellan, und ein Handtuch herbei. — „Was soll das, mein Lieber?“ — rief der Marquis betroffen, und begann Verdacht zu schöpfen, Delcour sei der Urheber des Streichs, den man ihm auf dem Rathhause gespielt hatte. „Ich kann nicht begreifen, auf Ehre“ . . . — „Das ist eine Pflicht, die Sie selbst mir auferlegt haben, erwiderte Delcour lächelnd, und Sie haben mich gar zu gut den Abstand fühlen lassen, der zwischen Ihnen und mir ist, als daß ich ihn je vergessen könnte.“ — Wie so? auf mein Wort, ich begreife nichts davon.

Sie erinnern sich nicht mehr, Herr Marquis, daß man eines Tags Sie selbst das schöne Angesicht Ihres Herrn Sohnes, als er noch ein Kind war, waschen sah, um die beschimpfende Spur eines Kusses auszulöschen, den ihm ein junger Schreiner, Namens Philipp, aus gutem Herzen gegeben? . . . — Gott, wenn er es wäre! rief Leo, indem er ihn von oben bis unten betrachtete. — „Die Lektion, fuhr Delcour fort, die Lektion war, Sie werden es eingestehen, zu stark, als daß sie in meinem Gedächtniß erlöschen konnte. . . . Und in der Besorg-

niß, daß der Kuß, mit welchem Sie mich so eben beehret haben, das edle Blut besecte, von welchem Sie stammen, und daß Ihre feine Edelmannshaut auslaufe durch mein plebeisches Leder. . . habe ich geglaubt, durch diese Reinigung ein ähnliches Vergessen von Ihrer Seite auslöschen zu müssen. . . über welches die Manen Ihrer Vorfahren murren könnten.“

Diese Worte, welche Delcour mit einer freimüthigen und beißenden Fröhlichkeit aussprach, verursachten dem Marquis ein bestrebendes Erstaunen: er sah sich genöthigt, in diesem Ehrenmanne, den die öffentliche Achtung so hoch stellte und der einer der ersten des Departements geworden war, den Schreinerjungen wieder zu erkennen. Unbeweglich die Augen niederschlagend wußte er nicht, was er antworten sollte; aber der junge Leo, auf Delcour losstürzend und ihn an seine Brust drückend, gab ihm den Kuß zurück, welchen er von ihm empfangen hatte, und machte, indem er ihm Freundschaft gelobte, die Schuld seines Vaters wieder gut. Der Angeklagte, den Delcour mit so vieler Freude losgesprochen hatte, schloß ihn gleichfalls in seine Arme, indem er ausrief: „der Himmel war Ihnen eine so edle Rache schuldig!“ — Der Marquis selbst war gezwungen, einzugehen, daß er eine solche Lektion verdient habe. Delcour drückte ihm nun unbefangen und mit Wärme die Hand, und versicherte ihn, Alles solle vergessen seyn; darauf, an seine Kinder sich wendend, setzte er hinzu: „Sehet, wie die Zeit das Geschiedene sich näher führt und die Verhältnisse ausgleicht. Hütet euch wohl, nie diejenigen zu erniedrigen, die ihr für eure Untergebenen hattet! Das Schicksal ist so launig, daß es sie über kurz oder lang bis zu euch erheben kann. Vergesst nie, daß ein Mann aus niederm Stande durch Geschicklichkeit, Ordnung und Fleiß es dahin bringen kann, daß er eines Tages mit den reichsten Gutsbesitzern wetteifern und so hoch in der öffentlichen Achtung steigen kann, daß er, zum ehrenwerthen Titel gelangt, den ich führe: . . . geschworener Wahlmann.“

so eben
von mei-
smannh.
aber ...
ein
sitten zu
er Besch-

eine frei-
sach, der
Festhalten:
einmunde,
und der
eben war,
Unbegre-
nicht, was
auf Die
bedenken,
sich em-
Fremd-
oder gut.
er Freude
in sein
der Jann
was sich
eine selbe
man un-
versichern
an sein
ebet, wie
und die
nie die-
tergebenen
sie über
Dorffste
e durch So
hin bringen
sichem Guch
sfrantzen
abermessen
pomer